

Der menschengerechte Lebensraum in gebauten Umwelten – Über die zentrale Aufgabe der modernen Wohnpsychologie

Humane Habitat in Built-Up Environments – About the Main Task of Modern Housing Psychology

Harald Deinsberger-Deinsweger

Themenschwerpunkt Gestaltung der Umwelt

Zusammenfassung

Wie sieht ein „artgerechter Lebensraum“ beim Menschen der Gegenwart aus? Es mag verwunderlich erscheinen, aber für die Beantwortung dieser elementar menschlichen Frage fühlt sich bei eingehender Recherche kaum ein Wissenschaftszweig wirklich zuständig. Da Leben in und mit gebauten Strukturen mit Wohnen gleichgesetzt werden kann, obliegt es letztlich der Wohnpsychologie, sich dieser herausfordernden Frage anzunehmen. Dazu müssen eine Vielzahl an Facetten aus unterschiedlichen Wissenschaftsgebieten zusammengefasst und in einen Bezugsrahmen gesetzt werden. Diesen Bezugsrahmen liefert die Definition des Gesamtsystems „Mensch-Wohnung-Umfeld“ (= Habitatsystem) mit all seinen Elementen, Beziehungen und Wechselwirkungen. Gelingt es, diese Frage bis ins Detail zu beantworten, so lassen sich daraus zahlreiche Rückschlüsse ableiten, die eine enorme praktische Relevanz aufweisen, nicht nur wenn es um die Planung und Gestaltung von Lebensräumen geht, sondern auch wenn es darum geht, das komplexe Wirkungsgefüge des Habitatsystems auf allen Ebenen der menschlichen Existenz und in allen Lebensphasen erkennbar und nutzbar zu machen.

Abstract

How can a “human-appropriate habitat” for human beings be defined in this present time? It might be astonishing but nearly no scientific field feels responsible or able to answer this fundamental question, which is of essential importance for human lives. Since living within and between built structures equals habitation, the subject housing psychology¹⁾ might be the right one to deal with this challenging topic. Therefore a multitude of facets from different scientific fields has to be combined and put into a reference framework. This framework is provided by the definition of the whole human-housing-environment-system (= habitat system) with all its elements, relations, and exchange processes. If we succeed to

answer the initial question in detail, we will be able to draw conclusions of enormous practical relevance, not only concerning planning and designing housings according to human nature and needs, but also when it comes to the point to recognize the complex spectrum of relations within an individual habitat system and consequently are able to provide benefits on any level of human existence and in all stages of live.

1. Zur zentralen Aufgabe der Wohnpsychologie

Wie sieht ein „artgerechter Lebensraum“ beim Menschen der Gegenwart aus?

Während wir – oder besser gesagt die Biologie respektive Ökologie – bei vielen Tierarten den artgerechten Lebensraum recht gut beschreiben können, gestaltet sich die Definition beim Menschen als äußerst komplex. Welche Wissenschaft fühlt sich für diese aus menschlicher Sicht überaus bedeutsame Definition überhaupt zuständig? Die Biologie, die Anthropologie oder die Medizin (Umweltmedizin), die Baubiologie (Wohnphysiologie) oder die Umweltpsychologie? Eigentlich würde die Beschreibung des Habitats von Lebewesen in den Zuständigkeitsbereich der Biologie fallen. Zwei der maßgebenden Hauptfaktoren bilden dabei in der Regel die klimatisch-geographischen Gegebenheiten sowie das Nahrungsangebot. Aufgrund seiner technologischen Errungenschaften hat es der Mensch jedoch geschafft, gerade diese beiden Hauptfaktoren stark zu relativieren. Folglich konnte er sich in nahezu allen irdischen Klimazonen und geografischen Lagen ansiedeln. Und zur Deckung des Nahrungsbedarfs dient in der modernen Zivilisation der Lebensmittelmarkt um die Ecke.

Die klassischen biologischen Faktoren greifen also beim modernen Menschen kaum mehr, doch welche

Faktoren sind es dann? Genügt ein Gebäude, das uns vor widrigen Witterungsbedingungen schützt sowie eine gefüllte Speisekammer, damit das Wohnen darin als menschengerecht bezeichnet werden kann? Wohl kaum, würden wir spontan und intuitiv antworten. Doch welche Kriterien lassen sich nun konkret benennen, die diesen menschengerechten Lebensraum definieren? Begibt man sich dazu auf Literaturrecherche, stößt man in erster Linie auf erstaunlich viele weiße Flecken.

Da Leben in und mit gebauten Strukturen mit Wohnen gleichgesetzt werden kann, obliegt es offenbar der Wohnpsychologie sich dieser herausfordernden Frage anzunehmen. Dies gilt zumindest für alle sogenannten „höher entwickelten Gesellschaften“, deren Mitglieder den größten Teil ihrer Zeit innerhalb baulicher Strukturen und den Rest zwischen und neben gebauten Umwelten verbringen (müssen oder dürfen).

Die Definition des menschengerechten Lebensraums generiert sich, wie sich zeigen wird, aus vielen physiologischen und psychologischen Facetten. Die physiologischen respektive baubiologischen Kriterien (im Sinne der körperlichen Gesundheit und Behaglichkeit) dürfen im Allgemeinen als vergleichsweise gut erforscht und dokumentiert bezeichnet werden – wenn es beispielsweise um die Themen „Raumklima“, „Schadstoffe in Innenräumen“, „gesunde und verträgliche Materialien“, „Elektromog“ usw. geht. Deren Umsetzung ist zwar bei Weitem noch nicht immer und überall optimal und selbstverständlich, aber das Wissen um die wichtigsten Faktoren wäre zumindest prinzipiell für die Praxis verfügbar.

2. Der Blick in die Wohnbau-Praxis: Mängel, Defizite, Ahnungslosigkeit ... soweit das Auge reicht

Bei den psychologischen Kriterien sieht es im Gegensatz zu den baubiologischen jedoch noch gänzlich anders aus. Hier herrscht in der Praxis noch ein gewaltiges Know How-Defizit (King, 2009; Flade, 2008). Es gibt kaum einen Wohnbau, der aus wohnpsychologischer Sicht nicht gröbere und vermeidbare(!) Mängel aufweisen würde (Deinsberger, 2013). Die Basis zur Behebung dieses Defizits bildet eine wissenschaftlich konzise Beantwortung der Kernfrage: „Was ist ein menschengerechter Lebensraum – in unserer heutigen modernen Zivilisation?“ Neben einer Reihe an umweltmedizinischen Faktoren (auf die hier nicht näher eingegangen wird) setzt sich die Definition aus vielen verschiedenen Facetten unterschiedlicher (v. a. psychologischer) Fachgebiete zusammen – allem voran natürlich der Umweltpsychologie, aber auch der Sozial-, Entwicklungs- und Wahrnehmungspsychologie, den Neurowissenschaften sowie der humanistischen Psychologie (Quitmann, 1996) samt den therapeutischen Ansätzen, wie der Gestalttherapie (Hartmann-Kottek, 2004) oder auch der ökologischen Therapie (Willi, 2005) und einigen anderen mehr (Zeisel, 2006). Das Problem bei all diesen mehr oder weniger

etablierten Fachgebieten ist, dass keines von ihnen direkt auf die zentrale Frage hin ausgerichtet ist, sondern lediglich am Rande die eine oder andere Erkenntnis abwirft, die Rückschlüsse zur Beantwortung von Teilaspekten zulässt.

3. Die Notwendigkeit zu transdisziplinärem Denken

Aufgrund des oben kurz geschilderten Problems bedarf es einer übergeordneten – in diesem Sinne transdisziplinären – Wissenschaft, die all diese Teilaspekte zu einem großen Ganzen zusammenfügt. Folglich muss auch „Wohnpsychologie“ als transdisziplinäre Wissenschaft begriffen werden, um dieser herausfordernden Aufgabe nachkommen zu können.

Sogenannte „transdisziplinäre Wissenschaften“ kennzeichnen sich ja gerade durch zwei Charakteristiken (nach Günter Ropohl [2012] oder Jürgen Mittelstrass et al. [2004]):

1. Sie behandeln sehr lebensnahe, bedeutsame Fragen, die von anderen Teil- oder Spezialdisziplinen vernachlässigt werden bzw. gar nicht beantwortet werden können (wie eben: „Was ist ein menschengerechter Lebensraum und wie lässt sich dieser materiell strukturell manifestieren?“).
2. Sie überwinden zur Beantwortung dieser Fragen starre fachliche Barrieren und integrieren theoretische wie empirische Erkenntnisse aus unterschiedlichen Fachgebieten.

Gerade bei Fragen, die „den ganzen Menschen“ betreffen, zu deren Beantwortung man die systemischen Zusammenhänge zwischen Mensch, Wohnung und Umfeld in ihrer Gesamtheit erfassen muss, kommt man gar nicht umhin, transdisziplinär zu denken. Die systemtheoretischen Grundgesetze verlangen sogar danach, nicht nur die Teile eines Systems für sich isoliert zu betrachten, sondern das Augenmerk vor allem auch auf die Wechselwirkungen zwischen den Komponenten eines Systems zu richten – also auf die Wechselwirkungen zwischen den Menschen (mit all ihren komplexen inneren physiologischen und psychologischen Prozessen, die allesamt permanent auch von äußeren Gegebenheiten beeinflusst werden), den räumlichen Strukturen, den operationalen Nutzungseinheiten sowie den Umfeldgegebenheiten. Denn schließlich ist es gerade das Beziehungs- und Wirkungsgeflecht insgesamt mit seinen zahlreichen Rückkopplungsprozessen, welches die Charakteristiken und Eigenschaften eines Systems – in diesem Fall des Mensch-Wohnung-Umfeld-Systems bzw. des menschlichen Habitatsystems – bestimmen.

Die zentralen Begriffe der Wohnpsychologie – wie Wohnqualität, Wohnzufriedenheit, Wohlbefinden oder allgemein die menschliche Qualität von baulichen Struk-

turen – können somit nur ganzheitlich (im systemtheoretischen Sinne) in zufriedenstellender Form erfasst werden. Um diesen Ansprüchen gerecht werden zu können, muss die Wohnpsychologie nicht nur alle relevanten Facetten aus den psychologischen (und physiologischen) Teilgebieten zu erfassen versuchen, sondern sie wird auch nicht umhinkommen, empirische Erkenntnisse aus den anwendungsorientierten Fachgebieten – beginnend beim Wohnbau selbst über Städtebau und Siedlungswesen bis hin zur Innenraumgestaltung – zu integrieren.

Wohnpsychologie kann in diesem Sinne nicht mehr nur (wie in so mancher traditionellen Klassifizierung) als kleine Teildisziplin der Umweltpsychologie betrachtet werden, sondern muss vielmehr als eigenständige transdisziplinäre Wissenschaft gedacht werden – nicht nur um hinderliche Fachbarrieren abzubauen, sondern auch um den Zugang zur praktischen Anwendung bei der Planung und Gestaltung von menschlichen Lebensräumen zu erleichtern.

4. Zielformulierung und praktische Lebensrelevanz

Ziel wäre es darauf aufbauend, den Begriff des menschlichen Lebensraums derart umfassend zu definieren, dass er einerseits auf wissenschaftlich gut abgesichertem Fundament steht und dass er andererseits auch eine praktische Relevanz aufweist – und zwar in der Hinsicht, dass er dazu beitragen kann, menschengerechte Lebensräume real umzusetzen.

Das Einnehmen der wissenschaftstheoretischen Meta-Perspektive hilft dabei, die Gesamtzusammenhänge herzustellen und die vielseitigen Facetten aus den unterschiedlichen Fachgebieten in eine logisch stringente Struktur zu fügen sowie das große Ganze im Auge zu behalten. Sie beugt darüber hinaus auch der – bei derart vielschichtigen Themen stets latent im Hintergrund lauernden – Gefahr vor, sich in Detailspekten zu verlieren.

Wovon hängt nun die menschliche Qualität eines Habitats ab?

Mit Habitat ist hier der gesamte wohnungsbezogene Lebensraum, die gesamte Wohnumwelt eines Menschen gemeint – also Wohnung bzw. Wohngebäude und das Wohnungsumfeld (Deinsberger, 2007). Die menschliche Qualität eines Habitats hängt nicht direkt von der gebauten Umwelt ab (also von der Quantität und Qualität der Räume und Materialien), sondern nur indirekt von den Beziehungen und Interaktionen, die zwischen dem Menschen und diesen möglich sind und von den Einflüssen, die von diesen auf den Menschen einwirken.

Dies ist der springende Punkt: Wenn wir die menschliche Qualität von Wohnbaustrukturen erkennen (und verbessern) wollen, dann müssen wir den Fokus weg von

den Räumen und Gebäuden hin zu den Beziehungen und Interaktionen lenken und diese sind großteils nicht auf den ersten Blick ersichtlich! Bleiben wir hingegen mit unserem Blick bei den Räumen und Gebäuden hängen, so bleiben auch unsere Gedanken meist in ästhetischen Details, geschmäckerlichen Trivialitäten oder in vordergründigen Nutzungsaspekten verheddert.

Eine fundierte Analyse der Wohnqualität beginnt folglich mit einer konzisen und möglichst vollständigen Definition des Beziehungsspektrums, des Wirkungsgefüges, des Geflechts an wechselseitigen Einflüssen.

5. Das Beziehungsspektrum zwischen Mensch und Wohnumwelt

Beziehungen stehen hier nicht nur für zwischenmenschliche Interaktionen, sondern generell für jede Form der Wechselwirkung zwischen Mensch und Wohnumwelt. Die Summe aller Beziehungen und Interaktionen zwischen Mensch und Wohnumwelt, die Summe der wechselseitigen Einflüsse und Wirkungen, wollen wir hier der Einfachheit halber „Beziehungsspektrum“ nennen (Deinsberger, 2012). Damit lässt sich auch die Antwort auf die eingehende Frage auf den Punkt bringen: Entscheidend für die menschliche Qualität eines Habitats ist die Qualität und bisweilen auch die Quantität des Beziehungsspektrums zwischen Mensch und Wohnumwelt.

Woraus besteht nun dieses Beziehungsspektrum im Überblick?

- Wahrnehmungsprozesse
Stimuli, die aus der Wohnumwelt über die Sinnesorgane auf den Menschen einwirken, beeinflussen über verschiedene Wege sein gesamtes neuronales kognitives System und damit auch das Denken, Fühlen, Handeln und Verhalten des Menschen.
- Aneignungsprozesse
Aneignung ist hier weniger im kognitiven, lerntheoretischen und auch nicht im materiellen Sinne zu verstehen, sondern im umweltpsychologischen – konkret im handlungs- und nutzungsbezogenen Sinn. Im Prinzip stellt nahezu jede Form der Nutzung von Räumen, Flächen und Objekten in der Wohnung und im Wohnungsumfeld genauso wie jede Handlung in diesen Räumen und auf diesen Flächen eine Aneignung dar.
- Gestaltungs- und Personalisierungsprozesse
Prinzipiell könnten jede Gestaltung und Personalisierung als intensivste Formen der Aneignung betrachtet werden. Sie werden hier jedoch als eigene Kategorie angeführt, weil sie beim Thema Wohnen eine besondere Bewandnis aufweisen. Mit jeder Gestaltung beginnt sich die Person auch ein Stück weit

mit dem, was sie gestaltet zu identifizieren. Das Gestaltete (in diesem Fall eine Wohnung, ein Zimmer oder ein Garten etc.) wird nach und nach als Teil der eigenen Persönlichkeit wahrgenommen. Dieser Prozess der Personalisierung ist von entscheidender Bedeutung, da er direkt mit emotionaler Ortsverbundenheit und im hohen Maße auch mit der subjektiv geäußerten Wohnzufriedenheit korreliert (Tappeiner et al., 2001; Nussmüller et al., 2000).

- **Soziale Interaktionsprozesse**
Diese beziehen sich auf die Interaktionen zwischen dem Menschen und seinen Mitbewohnenden als auch in der Nachbarschaft.
- **Physiologische Austauschprozesse**
Physiologische Austauschprozesse sind z. B. Stoffwechsel, Atmung, Wärmeaustausch, Feuchtigkeitsaustausch. In diese Kategorie fallen auch die physikalisch-chemischen Einflüsse (meteorologische oder sonstige Umweltfaktoren wie Schadstoffe etc.). Man könnte hier noch sehr umfassend ins Detail gehen, aber dies würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen. So wollen wir es hierbei fürs Erste belassen und uns dem nächsten großen Schritt zur Beantwortung der Titelfrage annähern.

6. Unterscheidung zwischen aktuellem, potentiellm und intentionalem Beziehungsspektrum

Das aktuelle Beziehungsspektrum umfasst all jene Prozesse und Wirkungen, die aktuell in einem Habitatsystem (= Mensch-Wohnung-Umfeld-System) ablaufen.

Das potentielle Beziehungsspektrum beschreibt hingegen all jene Interaktionen und Wirkungen, die prinzipiell in einem Habitat möglich wären. Dies entspricht also der Möglichkeitsfunktion eines Habitats, wonach dieses dem Menschen in quantitativ und qualitativ hinreichendem Ausmaß Möglichkeiten anbieten soll (in allen Kategorien des Beziehungsspektrums) – also unterschiedliche Aneignungs-, Gestaltungs-, Wahrnehmungsmöglichkeiten sowie Personalisierung, soziale Interaktion und physiologische Wechselwirkungsprozesse nicht verhindern, sondern im besten Sinne möglich machen. Dies ist neben der Schutzfunktion entscheidend für den Grad der Menschlichkeit eines Habitats. Bereits das Wissen um diverse Möglichkeiten erhöht tendenziell die subjektive Bewertung von Wohnumwelten – selbst dann, wenn man diese kaum oder gar nicht nutzt (Tappeiner et al., 2001; Kulmer et al., 2008; Nussmüller et al., 2000).

Die menschliche Qualität eines Habitats ist umso höher, je eher erwünschte Einwirkungen und Interaktionen stattfinden können und je eher unerwünschte Einwirkungen und Interaktionen abgewendet, abgeblockt oder zumindest behindert werden: z. B. Lärmeinwirkung,

zu starke Sonneneinstrahlung, Einblicke in die Privatsphäre oder Crowding (als unerwünschte soziale Interaktion) und vieles andere mehr.

Um nun den Grad der Menschlichkeit eines Habitats erfassen zu können bzw. um erkennen zu können, inwieweit es sich um einen menschengerechten Lebensraum handelt, muss dieses potentielle Beziehungsspektrum in einen Bewertungsrahmen gesetzt werden. Die einzelnen Faktoren müssen mit einem Soll-Zustand (der die Menschlichkeit repräsentiert) in Vergleich treten können. Doch wer oder was definiert uns diesen Soll-Zustand?

Jeder Mensch richtet bestimmte Wünsche, Anforderungen und Bedürfnisse (wir verwenden hierfür den Überbegriff der Intentionen) an (s)eine Wohnumwelt. Jeder Wunsch, jede Anforderung und jedes Bedürfnis nimmt Bezug auf ein Habitat – stellt also in der Hinsicht eine (fiktive) intentionale Beziehung zu diesem her. In Summe bilden sie das intentionale Beziehungsspektrum. Dieses umfasst alle erforderlichen oder wünschenswerten Einwirkungen, Interaktionen und Nutzungen, die von und in einer Wohnumwelt erwartet werden. Typische Beispiele für Anforderungen wären Formulierungen wie: „Wir brauchen zwei Kinderzimmer, einen Arbeitsraum etc.“ Sie bezeichnen also erforderliche Nutzungen oder Handlungen respektive Interaktionen. Als Wunsch kann alles Mögliche deklariert werden, vom Swimmingpool über Hobbyraum bis hin zu speziellen Kücheneinrichtungen und vieles andere mehr. Bedürfnisse hingegen stehen für wesentlich elementarere Kriterien (s.u.).

7. Was sind Wohnbedürfnisse?

Da der Bedürfnisbegriff in der humanwissenschaftlichen bzw. psychologischen Literatur nicht einheitlich definiert ist, müssen wir ihn für diesen Kontext über seine wichtigsten Kennzeichen beschreiben. Diese Definition lehnt sich vor allem an die Beschreibungen von Abraham Maslow (1970) und Erich Fromm (1982; Quitmann, 1996) an.

1. Bedürfnisse sind von allgemein menschlicher und nicht von speziell individueller Natur. Sie sind prinzipiell allen Menschen zu eigen und nicht nur einzelnen ausgewählten Individuen.
2. Bedürfnisse bilden wesentliche Bestandteile des menschlichen Naturells und können als charakteristische Merkmale des Homo sapiens bezeichnet werden. D. h. sie können zwar bisweilen unterdrückt werden oder unerfüllt bleiben, können aber nicht einfach eliminiert oder gänzlich zum Verschwinden gebracht werden. Die Nicht-Erfüllung von Bedürfnissen zieht immer – in unterschiedlicher Form – psychologische Konsequenzen nach sich, hinsichtlich Befinden, Gesundheit, Verhalten, Entwicklung etc.

3. Ein Bedürfnis ist kein singuläres Ereignis, das einmal auftritt und dann nie wieder. Vielmehr tritt es entweder in regelmäßigen Abständen, wie z. B. das Ruhebedürfnis oder das Bedürfnis nach sozialer Interaktion, oder anlassbedingt zu Tage, wie z. B. das Schutzbedürfnis bei aktueller Gefahr.

Ein großer und nicht unbedeutender Unterschied zwischen Bedürfnissen und Wünschen oder Anforderungen wäre noch zu nennen: Der Mensch ist sich im Regelfall nur eines Bruchteils seiner Bedürfnisse (samt den damit zusammenhängenden Konsequenzen infolge einer Erfüllung oder Nicht-Erfüllung) bewusst. Häufig artikuliert er nur jene, die er aktuell spürt oder die er aus einprägsamen Erfahrungen heraus erinnert. Im Gegenzug dazu kennt der Mensch, wenn es um das Thema „Wohnen“ geht, seine Wünsche und Anforderungen im Regelfall recht genau.

Dies ist das Grunddilemma, wenn man versucht, dem Begriff der „Wohnqualität“ mittels Befragungen auf den Grund zu gehen.

Dies ist das Grunddilemma, wenn Individuen eine Wohnung bzw. Wohnform auswählen, weil sie diese gemäß ihren Vorstellungen suchen, aber psychologische Defizite in der Wohnung und Wohnsiedlung häufig nicht erkennen.

Dies ist das Grunddilemma von Planenden, wenn sie versuchen, möglichst menschengerecht zu planen indem sie vorab die künftigen Bewohnenden interviewen. Die künftigen Bewohnenden zu befragen stellt zwar prinzipiell einen richtigen Schritt dar, kann jedoch bei einem Fragekonzept ohne umfassenden wissenschaftlichen Hintergrund sehr schnell in die Irre führen und unvorteilhafte Ergebnisse nach sich ziehen.

Es ist von außerordentlicher Bedeutung, dies nochmals auf den Punkt zu bringen: Die Wohnbedürfnisse, der Begriff der Wohnqualität oder generell der Faktor Menschlichkeit im Wohnbau sind mit herkömmlichen Befragungen nicht bzw. nur sehr bruchstückhaft eruiert (Tappeiner et al., 2001; Kulmer et al., 2008; Nussmüller et al., 2000)!

Wie definiert man nun „Menschlichkeit“ im Wohnbaukontext?

Folgt man der oben beschriebenen Bedürfnisdefinition, so repräsentieren sämtliche wohnungsbezogenen Bedürfnisse (kurz: Wohnbedürfnisse) zusammengefasst den Faktor der Menschlichkeit im Wohnbaukontext. Wollen wir also erkennen, wie menschengerecht ein Wohnobjekt ist, so müssen wir vorher diesen Begriff der „Menschlichkeit im Wohnbaukontext“ erfassen und der Königsweg dazu führt über eine möglichst vollständige Definition der Wohnbedürfnisse.

Die Anzahl an Wohnbedürfnissen erweist sich bei näherer Betrachtung als beachtlich, sodass wir sie hier in Gruppen zusammenfassen wollen. Die nachfolgende Auflistung ist als Überblick zu verstehen, eine vollständige

Benennung samt Erklärungen würde den Rahmen dieser Publikation deutlich überdehnen.

Schutzbedürfnisse

Diese stehen nicht von ungefähr an erster Stelle, zumal der Schutz des eigenen (Über-)Lebens die ursprünglichste, wenn man so will, archaische Wohnbauintention repräsentiert und weil Gebäude bzw. bauliche Strukturen in erster Linie dazu errichtet werden, um uns vor irgendetwas zu schützen. Fallweise kann jedoch das Gebäude mit seiner materiellen Substanz nicht nur Schutz gewährleisten, sondern auch selbst zur Gefahr für Gesundheit und Wohlbefinden werden. Die Bedürfnisse nach Schutz der Gesundheit und des Wohlbefindens seien hier genannt. Des Weiteren geht es um sensorische Schutzbedürfnisse unterschiedlicher Art, wie Schutz vor Lärm, vor Gestank oder Blendwirkung etc.

Eines der am stärksten maßgeblichen Bedürfnisse im Wohnbau bildet der Schutz der Privat- und Intimsphäre mit den drei grundlegenden Teilfaktoren:

- Schutz vor Fremdkontrolle, vor allem visueller Art (also Schutz vor dem Beobachtet-Werden)
- Schutz vor Fremdanneignung – nicht nur im materiellen Sinne (Diebstahl), sondern auch im (umwelt)psychologischen Sinne (unerwünschte Benutzung oder Gestaltung/Hausfriedensbruch und Vandalismus ...)
- Schutz vor Crowding, also einem Übermaß an unerwünschten sozialen Interaktionen

Kontaktbedürfnisse

Hier geht es nicht nur um die sozialen, zwischenmenschlichen Kontakte, sondern vor allem um die sensorischen Kontakte (sinnliche Wahrnehmung). Da Stimuli gleichsam die Grundnahrungsmittel nicht nur für unser Sensorium, sondern für unser ganzes neuronales kognitives System darstellen, sind sie von grundlegender Bedeutung für unser gesamtes Denken, Empfinden und Handeln. Darüber hinaus geht es um physische Kontaktbedürfnisse im Sinne von Aneignungs- und Gestaltungsprozessen.

Bedürfnisse nach Aktivität und Ruhe

Die Bedürfnisse, aktiv tätig zu werden und im positiven Sinne Anspannung zu erleben (Eustress) und im Gegenzug die Bedürfnisse nach Ruhe, Entspannung, Schlaf und Kontemplation.

Bedürfnisse nach Selbstbestimmung, Regulation und Kontrolle

Kontrolle versteht sich hier in erster Linie als Bedürfnis, über die eigenen Lebensumstände selbst bestimmen zu

können – beginnend bei ganz alltäglichen Aspekten wie der Regulation der Raumtemperatur, der Frischluftzufuhr, der Sonneneinstrahlung etc. bis hin zur Adaption der eigenen Lebenswelt (Räume samt Inventar) an aktuelle Anforderungen. Im Prinzip geht es dabei um die Kontrolle und Regulation des aktuellen Beziehungsspektrums eines Individuums zu seiner Wohnumwelt. Soziale Kontrolle und Regulation bezeichnet wiederum das Bedürfnis, selbst über Ort, Art und Intensität der sozialen Interaktionen zu bestimmen, welches in den privaten Bereichen besonders stark ausgeprägt ist.

Kongruenzbedürfnisse

Diese stehen als Überbegriff für verschiedene Formen der Kongruenz (Übereinstimmung, Stimmigkeit etc.):

- Utilitäre Kongruenz entsteht, wenn die räumlichen Strukturen die erwünschten Nutzungen und Handlungsabläufe möglichst ungehindert zulassen.
- Die physiologische Kongruenz ist gleichzusetzen mit Behaglichkeit und körperlichem Wohlbefinden.
- Ästhetische Kongruenz stellt sich ein, wenn die Wohnung den eigenen Stilvorstellungen entsprechen kann.
- Sensorische Kongruenz steht wiederum für das richtige Maß an Stimuli etc.

Wachstumsbedürfnisse (im Sinne Maslows, 1970)

Diese umfassen die Bedürfnisse nach persönlicher, charakterlicher, emotionaler, sozialer und kognitiver Entwicklung und Reifung. Gerade die eigene Lebenswelt sollte immer auch ein Ort der Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung sein können.

8. Die menschengerechte Wohnumwelt

Eine menschengerechte Wohnumwelt sollte, um als solche bezeichnet werden zu können, möglichst alle Bedürfnisgruppen hinreichend erfüllen respektive deren Erfüllung ermöglichen und nicht be- oder verhindern. Dies bestimmt den Grad der Menschlichkeit von Wohnumwelten. Das bedeutet, Wohnumwelten sind umso menschlicher, je mehr sich das potentielle Beziehungsspektrum dem intentionalen annähern kann. Das potentielle Beziehungsspektrum bestimmt also die menschliche Qualität von Wohnungen, Gebäuden und Wohnungsumfeldern. Das generelle intentionale Beziehungsspektrum (= Wohnbedürfnisse) hingegen definiert, was diese „menschliche Qualität“ im Wohnkontext überhaupt ist bzw. sein soll (Deinsberger, 2012).

Nun besteht jedoch das intentionale Beziehungsspektrum nicht nur aus allgemein menschlichen Bedürfnissen, sondern auch aus individuellen Wünschen und Anforderungen. Dahingehend lässt sich zusammenfassend

sagen, die potentielle Wohnqualität (aus Sicht der wohnenden Individuen) ist umso höher, je eher die Wohnumwelt (erstens) in der Lage ist, die allgemeinen Bedürfnisse zu erfüllen und darüber hinaus (zweitens) den persönlichen Wünschen und Anforderungen Raum lässt.

Soweit wäre also das Potential zur menschlichen Qualität von baulich räumlichen Strukturen bzw. zum Grad der Menschlichkeit von Wohnumwelten definiert. Wenn es nun um die reale Wohnqualität in einer aktuellen Lebenssituation geht, dann kommt noch ein wesentlicher Faktor hinzu – der Mensch selbst, weil er schlussendlich das aktuelle Beziehungsspektrum mitbestimmt. Oder mit anderen Worten: das beste Potential einer Wohnumwelt bringt wenig, wenn es von den Menschen nicht in Anspruch genommen wird.

Uns hier kommt die letzte und vielleicht sogar schwierigste Funktion von Wohnumwelten ins Spiel – die Affordanzfunktion (Deinsberger, 2012). Affordanz wird hier mit Aufforderungscharakter im positiven Sinne (also nicht erzwungen) gleichgesetzt. Wohnumwelten sollten demnach auf allen Ebenen eine positive Affordanz aufweisen, indem sie die Bewohnenden dazu anregen, die Möglichkeiten auch tatsächlich zu nutzen – Möglichkeiten der Aneignung in all seinen Formen, der Gestaltung und Personalisierung, der sozialen Interaktion, der Wahrnehmung und Stimulation, der Entspannung und Kontemplation und vieles andere mehr.

9. Ausblick: Das enorme Potential der Wohnpsychologie

Wenn man nun diese Kriterien des menschlichen Lebensraums annähernd vollständig zu erfassen vermag, so eröffnen sich daraus teils noch ungeahnte Möglichkeiten – womit zugleich auch das potentielle Tätigkeitsfeld der modernen Wohnpsychologie umrissen wird.

9.1. Unterstützung bei der Realisierung von menschlichen Lebensräumen

Die Errichtung und Gestaltung von Wohnungen, Wohnbauten und ganzen Wohnsiedlungen bedarf professionellen wohnpsychologischen Know-Hows. Die gesamte Bau- und Planungsbranche ist in erster Linie auf die Errichtung von Gebäuden ausgelegt, aber selbst die professionellsten Planerinnen und Planer sind im Regelfall Laien, wenn es um den menschlichen Lebensraum geht. Außenstehende reagieren immer wieder erstaunt darüber, wie ahnungslos Bau- und Planungsprofis in Sachen Wohnpsychologie meist sind, ebenso wie darüber, dass dieser Gegenstand in der Ausbildung von Planenden noch immer kein Pflichtfach bildet bzw. an vielen Ausbildungsstätten noch nicht einmal im Lehrplan aufscheint. So verwundert es dann auch nicht, dass nahezu alle Wohnbauten (vermeidbare) wohnpsychologische Defizite in teils beträchtlichem Umfang aufweisen.

Eine zentrale Aufgabe der Wohnpsychologie läge also darin, diesen unnötigen Defiziten Abhilfe zu schaffen, indem sie einerseits alle Beteiligten zum Thema aufklärt – beginnend bei den Auftraggebenden (Bauträger/-entwickler, Genossenschaften, Privatpersonen etc.) über die Planenden bis hin zu Politik und Behörden, wenn es um die Formulierung von entsprechenden Richtlinien und Baugesetzen geht. Die besten Ergebnisse aus Sicht der Bewohnenden dürfen dann erwartet werden, wenn sich professionelle Wohnpsychologinnen und Wohnpsychologen direkt bei Planungs-, Gestaltungsprozessen in beratender bzw. analysierender Funktion beteiligen. Voraussetzung dafür ist natürlich eine entsprechend fundierte transdisziplinäre Ausbildung in diesem Fach.

9.2. Das Erkennen von veritablen Einflussgrößen auf allen Ebenen der menschlichen Existenz

Der Lebensraum eines Menschen beeinflusst ihn in nahezu allen Lebensbereichen und -phasen: sein Wahrnehmen und Empfinden, sein Denken und seine Einstellung zu sich selbst wie zu anderen Mitmenschen, sein Handeln und Verhalten, genauso wie das zwischenmenschliche Zusammenleben, das Zustandekommen und den Verlauf von sozialen Interaktionen etc. Ein Habitat hat darüber hinaus stets auch salutogene oder pathogene Wirkungen (Reichl, 2014), es unterstützt oder untergräbt Heilungsprozesse – körperliche/physische genauso wie psychische und psychosomatische.

Wenn man in einer Beratungssituation oder im Zuge einer therapeutischen Behandlung den jeweiligen Lebensraum der Person außer Acht lässt, werden nicht nur veritable Einflussfaktoren ignoriert, sondern es bleibt auch das positive Potential ungenutzt, das zur Unterstützung eines Therapieverlaufs bzw. von persönlichen Entwicklungen nicht unwesentlich beitragen kann. Um dazu das positive Potential in seinem gesamten Umfang erkennen und ausschöpfen zu können, bedarf es einer fundierten und professionellen Analyse der persönlichen Lebensraumsituation bzw. des aktuellen habitatsbezogenen Beziehungsspektrums einer Person. Auch hier liegen noch viele Möglichkeiten brach.

Gleich ob es sich um bestehende Habitate oder um Planungen handelt, vor einem sei jedenfalls gewarnt: vor schnellen und oberflächlichen ad hoc-Analysen. Niemand erkennt das gesamte Wirkungsgefüge auf den ersten Blick. Eine sorgfältige und gewissenhafte Analyse bildet jedenfalls die professionelle Basis für das Erkennen von Defiziten, von positiven und negativen Einflussfaktoren sowie für das Formulieren von positivem Veränderungspotential.

Gerade über die praktischen Anwendungsmöglichkeiten können die enormen Vorteile erst wirksam werden, welche die Wohnpsychologie über ihre zentrale Forschungsaufgabe – der Definition der menschengerechten Lebensraums – bietet.

Literatur

- DEINSBERGER, H. (2007). Die Psycho-Logik von Wohnbaustrukturen: Die Beziehung Mensch-Wohnung-Umfeld und ihre systemischen Grundlagen. Norderstedt/Hamburg: BoD Verlag.
- DEINSBERGER-DEINSWEGER, H. (2012). Funktionalität im Wohnbau – Wann „funktioniert“ ein Wohnbau in menschlicher Hinsicht? *Cloud-Cuckoo-Land, International Journal for Architectural Theory*, 17, 164-174.
- DEINSBERGER-DEINSWEGER, H. (2013). Human Sustainability. In A. Passer, K. Höfler & P. Maydl (Hrsg.), *SB 13 Graz: Sustainable Buildings – Construction Products & Technologies, Full Papers* (S. 1159-1170). Graz: Verlag der TU Graz.
- FLADE, A. (2008). *Architektur psychologisch betrachtet*. Bern: Hans Huber.
- FROMM, E. (1982). *Wege aus einer kranken Gesellschaft: Eine sozialpsychologische Untersuchung*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- HARTMANN-KOTTEK, L. (2004). *Gestalttherapie*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- KING, P. (2009). Using Theory or Making Theory: Can there be Theories of Housing?, *Housing, Theory and Society*, 26(1), 41-52.
- KULMER, A. & GUMMERER, C. (2008). *Wohnzufriedenheit im geförderten Geschoßbau in der Steiermark*. Graz: Landentwicklung Steiermark.
- MASLOW, A. H. (1970). *Motivation and Personality*. New York: Harper & Row.
- MITTELSTRASS, J. (2004). *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie* (Band 4). Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler.
- NUSSMÜLLER, W. et al. (2000). *Wohnzufriedenheit und architektonische Innovation in der Steiermark seit den 60er Jahren*. Graz: Wohnbund Steiermark.
- QUITMANN, H. (1996). *Humanistische Psychologie* (3. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- REICHL, H. (2014). *Humane Lebenswelten: Eine Psychologie des Wohnens und Planens*. Ottning: CreateSpace Independent Publishing Platform.
- ROPOHL, G. (2012). *Allgemeine Systemtheorie: Einführung in transdisziplinäres Denken*. Berlin: edition sigma.
- TAPPEINER, G., SCHRATTENECKER, I., LECHNER, R. et al. (2001). *Wohnräume – Nutzerspezifische Qualitätskriterien für den innovationsorientierten Wohnbau*. Wien: Österreichisches Ökologie-Institut.
- WILLI, J. (2005). *Ökologische Psychotherapie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- ZEISEL, J. (2006). *Inquiry by Design: Environment/Behavior/Neuroscience in Architecture, Interiors, Landscape, and Planning*. New York: W. W. Norton & Company.

Autor

Dr. Harald Deinsberger-Deinsweger

Interdisziplinäres Doktorat in Wohnbau und Psychologie (TU Graz und Uni Graz), Architekt und zertifizierter Baubiologe IBO. Aktuelles Tätigkeitsfeld: Lehr- und Vortragstätigkeit, Forschung und Publikationen; Beratung von Bauträgern, Behörden, Planenden, Wohnenden etc.; Analyse von Gebäuden, Siedlungen, Planungen. Lehrgangsführung „Wohnen und Psychologie – Der menschliche Lebensraum und seine Wirkung“ (AAP Wien); Lehraufträge für „Wohnbau und Psychologie“ (TU Graz LLL), „Wohn- und Siedlungswesen“ mit Schwerpunkt „Wohnpsychologie“ (FH Kärnten), „Architectural Psychology“ (Donauuniversität Krems)



Wohnspektrum: Wohnqualitäts-Forschung Analyse & Beratung
Franziskanerplatz 10/II
A-8010 Graz
Telefon: +43 (0)316 774340
deinsberger@wohnspektrum.at
www.wohnspektrum.at

IWAP (Institut für Wohn- und Architekturpsychologie)
Telefon: +43 (0)699 11239631
harald.deinsberger@iwap.at
www.iwap.at

¹⁾ The term “Housing Psychology” is not very common in English speaking countries so far. There topics can be bound concerning housing rather within environmental psychology, architectural psychology, psychology of design, or the like.